

Tagebuchnotiz vom 29. September 1924.

Ich habe Herrn von Heydebrand, den bekannten Politiker, vor zwanzig Jahren auf der Fraktionskneipe der konservativen Landtagspartei kennengelernt. Seit der Revolution und seit seinem Ausscheiden aus der Politik habe ich des körperlich so unscheinbaren, geistig so überragenden Mannes unter dem Druck und der Fülle bewegter Jahre und eines außereuropäischen Aufenthaltes kaum je gedacht — ich glaube nicht, daß sein Name mir in den letzten zwei Jahren je ins akustische Bewußtsein (wenn ich so sagen darf) gekommen ist.

Am 22. September 1924 nun träume ich in den frühen Morgenstunden, er sei gestorben. Ich erwache für ein paar Minuten, denke darüber nach, wie alt Herr von Heydebrand, an den ich so lange nicht gedacht habe, nun wohl sein mag, schlafe für zwei Stunden wieder ein.

Zwei Stunden später, als ich eben erwacht bin, wird mir die Morgenzeitung gebracht. Die erste fett gedruckte Nachricht, auf die mein Auge fällt, ist die vom plötzlichen Tode des Herrn v. Heydebrand . . .

\* \* \*

Als ich das in Mittelfranken am Eingange der Fränkischen Schweiz gelegene Schloß Schnaittach kaufte, war mir bei der Besichtigung ein im ersten Stockwerk gelegenes geräumiges Zimmer mit prachtvollem Blick in den Obstgarten aufgefallen, weil es trotz seiner geradezu prachtvollen Lage und der Schönheit seiner Proportionen vollkommen unbenutzt und leer dalag. Schloß Schnaittach ist ein von einem französischen Architekten in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts errichteter Barockbau mit riesigem Walmdach und zwei von breiten Gängen durchmessenen, durch eine wunderschöne Eichentreppe miteinander verbundenen Geschossen und einem prachtvoll gewölbten Keller, der wie das Gefängnis aus „Fidelio“ aussieht und auch wirklich eine in den Fels gehauene Zisterne besitzt. Schloß Schnaittach hat bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts einer meines Wissens inzwischen ausgestorbenen Familie von V. gehört, soll seinerzeit allerlei illustre Gäste . . . Wallenstein und Gustav Adolf sowie der Marschall von Sachsen werden genannt . . . für Tage beherbergt haben. —

Da, als ich den Bau geraume Zeit nach dem Kaufe bezog, noch nicht alle meine Möbel eingetroffen waren, so machte es sich, daß die Dienstboten in den ersten Nächten

in den allerverschiedensten Räumen provisorisch kampieren mußten. Am ersten Morgen nun erklärt die Hausdame meiner Frau, daß sie auf keinen Fall mehr in dem erwähnten Eckzimmer übernachten werde: es sei (es war eine monddurchleuchtete, warme Augustnacht) mitten im Mondschein eine verschleierte Frau vor dem Sofa erschienen, habe sie lange angestarrt, sei dann (die Stelle wurde genau bezeichnet) auf die Wand neben der Tür zugegangen und in dieser Wand verschwunden . . .

Obwohl es sich um einen ungemein ruhigen, beinahe hausbackenen Menschen handelte, haben wir diesem Erlebnis nicht weitere Beachtung geschenkt. Um so weniger, als besagte Hausdame in wenigen Wochen heiratete und den Haushalt verließ. Ich selbst schlief ein paar Nächte in jenem Zimmer, bemerkte nichts Ungewöhnliches und kümmerte mich nicht mehr darum.

Vier Wochen später ist mein Freund Werner v. Bülow (der vor nun drei Jahren leider viel zu früh verstorbene Kapellmeister an der Mannheimer Oper) bei mir zu Gast . . . wir schlafen zusammen in einem im Obergeschoß gelegenen Zimmer, und da Bülow schwer aus den Federn zu bekommen ist und regelmäßig zu spät beim Frühstück erscheint, mache ich mir einen Scherz daraus, ihn mit einem aus dem Zimmer in den Garten hinausgefeuerten Pistolenschuß zu wecken. Als ich diese strenge Kur wieder einmal einleiten will, fällt zu meiner lebhaften Überraschung, eben, als ich abdrücken will, im Untergeschoß ein scharfer Schuß. Als ich hinunterlaufe, begegnet mir schon auf der Treppe mein in der unteren Etage wohnender Bruder und fragt, wer oben geschossen habe. Als ich entgegne, daß der Schuß auf jeden Fall unten gefallen sei, und die Gegenfrage stelle, wer unten geschossen habe, erscheint der Hausmeister, bestätigt die Darstellung meines Bruders, daß der Schuß auf jeden Fall oben gefallen sei. Ich lasse mir sämtliche im Hause befindlichen Schußwaffen bringen, untersuche sie und stelle zunächst fest, daß aus keiner einzigen geschossen worden ist. Ich erzähle die Angelegenheit ein paar Tage später dem Ortsbürgermeister. Der Mann lächelt und deutet mir an, daß ich noch ganz andere Dinge erleben werde . . .

Ein Jahr vergeht. Ich gebe schließlich auf das, was meine Dienstboten mir an Spukgeschichten erzählen, überhaupt nichts mehr. Einmal höre ich wohl auf dem an meinem